

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 18.

Samstag, 22. Januar.

1916.

(12. Fortsetzung.)

Serenissimus.

(Nachdruck verboten.)

Eine Geschichte aus dem Roloth von Felix v. Stenglin.

Als der Herzog sich von Aglaja verabschiedete, sagte er ihr: „Ich sehe Euch bald!“

Und als sie dann unter dem Schwarm der Fortgehenden stand, hörte sie dicht hinter sich Rabenhorsts Stimme. „Ich muß Euch noch einmal allein sprechen — zum letzten Male!“

Wieder lief ihr ein Schauer den Rücken hinunter. Sie machte, ohne zu antworten, einige Schritte zur Seite, da stand Himmelfort plötzlich neben ihr und sagte mit seinem freundlichen Lächeln:

„Ist es nicht ein entzückender Abend, Freundin Aglaja? Habt Ihr übrigens bemerkt, wie die Stadtdamen uns in ihre Teilnahme eingeschlossen haben? Wir müssen uns über diese Dinge noch einmal besprechen, nicht wahr?“

Da lächelte sie ihm zu.

Und noch einer sprach sie an, gerade als sie im Gefolge der Prinzessin das Schloß betrat. Das war Kammerherr von Dunkelstein.

„Kommt, sowie der Garten leer ist, in den Teetempel! Es wartet Euer Herr, dem Ihr sehr teuer seid. Er hat Euch eine wichtige Mitteilung zu machen.“

Aglaja wollte noch etwas fragen, da war Dunkelstein schon fort.

Nachdem die Prinzessin ihr Gefolge entlassen hatte, verabschiedeten die einzelnen Mitglieder des Hofes sich von einander. Himmelfort verneigte sich vor Fräulein von Ginster, die ihm die Hand zum Kusse bot und ihm zuflüsterte:

„Ihr werdet im Teetempel von einer Dame erwartet, die Euch, wie ich annehme, sehr wert ist. Gute Nacht!“

Die Lichter waren erloschen, Musik und Geplauder verstummt. Still lag der Garten im Dunkel der Nacht. Die Menschen im Städtchen schliefen, im Schloß verhielte sich ein Fenster nach dem anderen. Mondlichter spielten an den Mauern, huschten zwischen den Kronen der Bäume einher, ruhten auf Wegen und Rasen und zogen über die Teichfläche bis zum Tempelchen.

Aglaja saß in ihrem dunklen Zimmer am offenen Fenster.

„Aglaja! O Aglaja!“ lockte eine zärtliche Stimme. Es war wie ein Hauch in ihr. Die Welt war in einen Baugarten verwandelt, in dem ganz seltsame, unerklärliche, verworrene Dinge geschahen. Sie aber trat als Königin in diesen Garten.

„Aglaja, kommst du?“ Was war das nur für eine Stimme? Sie lauschte. . . „Er schätzt Euch, wie Ihr wißt. . . Jupiter wird kommen und Euch in sein Schloß führen. . . Wir sehen uns wieder. . .“

Und nun sah sie sich in den Baugarten eintreten. Alles neigte sich vor: Rosen und Lilien, die Bäume des Parks und der Mond und die beiden Schwäne auf dem dunklen Weiher. Sie saß auf einer Bank, eine Gestalt kniete vor ihr. Des Herzogs Haupt lag in ihrem Schoß, und sie streichelte es wie das eines Kindes.

Ein heftiger Windstoß und ein rollender Donner!

Rabenhorst stand vor ihr und lockte mit seinen lodernen Blicken und sprach: „Ich kann die andere nicht lieben, sei du meine Gemahlin!“ Das Blut stieg ihr in den Kopf, die Hände wurden ihr kalt.

Die Lippen schmeichelten so süß. Der Stolz, begehrt zu werden, schwellte in dem jungen Mädchen mächtiger an. Blühschnell kam der Gedanke, daß Himmelfort, während Rabenhorst seinen Abenteuern nachging, ja nun Zeit habe, mit Veronika zu schwärmen, der er heute zweimal verstoßen die Hand drückte. Oder — Aglaja dachte nicht, ob sie das wirklich gesehen oder nur geträumt hatte. Gleichviel, ein bitteres Gefühl stieg in ihr auf darüber, daß hier wieder einmal einer der Frau eines andern nachgehe. Ihr Gemüt war durch all die hin- und herflutenden Empfindungen so bewegt, daß sie weinen mußte. Aber die Stimmung dauerte nicht lange an. In schroffem Wechsel überkam sie Federübermut. Und brennend neugierig war sie.

Da erhob sie sich, lauschte und ging leise zur Tür. „Ein Herr, dem Ihr sehr teuer seid“, hatte Dunkelstein gesagt. Aber Dunkelstein als Rabenhorsts Liebeshote? Er mochte einsehen, daß eine letzte Aussprache nötig war. Aglaja hatte die Hand auf die Klinke ihrer Zimmertür gelegt. Da stockte sie noch einmal. „Aglaja!“ rief es. „Komm, Königin, in meinen Baugarten!“

Kammerherr von Dunkelstein war in den Schloßgarten zurückgekehrt und stand wartend hinter einer Buchenhecke. Da sah er, wie sich die kleine Seitentür öffnete. Eine zierliche Gestalt in lichtem Kleid, ein Tuch über den Kopf genommen, trat hinaus, machte einige schnelle Schritte bis in den dichten Schatten der Binde, blieb horchend stehen und bewegte sich dann wie eine schwebende Elfen Gestalt durch den Garten bis zum Tempelchen. Hier blieb sie abermals eine Weile im Schatten, spähte umher, stieg dann langsam die paar Stufen hinauf, öffnete die Tür und schlüpfte hinein. Nicht lange danach kam eine männliche Gestalt aus der Richtung des Kavallerieflügels und nahm ebenfalls die Richtung zum Teetempel, in dem sie verschwand.

Jetzt schlich Dunkelstein sich an die Tür, drehte ganz leise und vorsichtig den Schlüssel herum, zog ihn heraus und steckte ihn in die Tasche.

Über die ruhende Stadt hin erklang zur mitternächtigen Stunde vom Glockenspiel der Kirche der Choral: „Wer nur den lieben Gott läßt walten“.

18.

Der Morgen erwachte.

Herzog Ludwig Christoph kam in den Vorsaal und traf dort den Kammerherrn. Es war eine Morgenpromenade des Hofes in Aussicht genommen.

Serenissimus waren gnädig, wiewohl etwas nachdenklich.

„Der Prinzessin ist es für eine Promenade zu frisch, wir müssen also ohne sie diesen schönen Morgen genießen. Ist der Hof in der Halle versammelt?“

„Zum Teil — soweit —“

„Ich verstohel!“ Der Herzog lächelte. „Juan Teil — soweit nicht . . . Aber ich denke, es wäre Zeit, unsere Gefangenen zu befreien, wie? Kommt, mein lieber Dunkelstein!“

Serenissimus ging voran. Der Kammerherr folgte mutig. Auf dem letzten Abstieg der Treppe, von dem aus man die Halle schon übersehen konnte, blieb der Herzog stehen. Er schien etwas zu suchen. Hinter ihm stand Dunkelstein mit sehr ernstem Gesicht, einige Schritte weiter zurück Bächle mit Bijou und Joujou. Am Treppenaufgang warteten Sakai. In der Halle sah man Rabenhorst, Veronika, Fräulein von Ginster, den Stallmeister, die Frau Ministerin mit ihrer Tochter und noch einige Gäste von gestern.

Serenissimus fand die nicht, die er suchte. Da blieb sein Blick auf Rabenhorst haften. Er wandte den Kopf und sagte leise zu Dunkelstein nur das eine Wort: „Rabenhorst?“

Der Kammerherr verneigte sich stumm.

„Gattet Ihr ihn und seine Frau denn nicht eingeschlossen? Wie?“

Abemals eine tiefe Verneigung des Kammerherrn. „Zu dienen — nein!“ antwortete er darauf, indem er sich bemühte, seiner Stimme einen festen Klang zu geben.

Seiner Durchlaucht stieg das Blut zu Kopf. „Nein?“ fragte er erstaunt, ja ungläubig.

„Nein!“ Klang es zurück. „Euer Durchlaucht wollen gnädigst verzeihen! Indem ich stets das Ziel vor Augen behielt, das junge Paar zusammenzuführen, habe ich mich in voller Verantwortung des negativen Verfahrens bedient.“

„Und meinen Befehl nicht ausgeführt? Wie?“

„Halten zu Gnaden, nur ein wenig anders als Euer Durchlaucht vermuteten. In der Erwägung nämlich, daß der Leutnant von Rabenhorst seine Bemühungen um Fräulein von Dubal nur aufgeben wird, wenn diese ein für allemal für ihn verloren ist — sein Charakter läßt das aufs bestimmteste vermuten — und in dem Bestreben, die von Eurer Durchlaucht geschlossene Ehe vor weiteren Erreurs zu bewahren, habe ich — Fräulein von Dubal und den Junker von Himmelfort im Teetempel eingeschlossen.“

Der Herzog stand einen Augenblick mit offenem Munde. Dann schnappte er nach Luft, wollte sprechen und konnte nicht. Seine Augen schossen Blitze.

„Unerbört!“ brachte er endlich heraus. „Ihr hättet — Ihr hättet — Ah, das ist wohl nur Scherz! Und die beiden — die beiden waren —“

Gott sei Dank, die Operation ist vollzogen! dachte Dunkelstein und ergänzte des Herzogs Satz:

„Waren die ganze Nacht im Tempelchen, wo sie sich vermutlich noch aufhalten, da ich den Schlüssel in der Tasche habe.“

Daß er damit einen gar holden Nachmittagsraum seines Fürsten, ein Gebilde voll Duft und Süße, grausam zerstört hatte, bedachte der Kammerherr in diesem Augenblick kaum. Das Bewußtsein, dem Herrn trotz allem gedient und ein junges Menschenkind vor Leid behütet zu haben, überragte.

Serenissimus aber richtete sich hoch auf.

„Kammerherr von Dunkelstein!“ sagte er mit bebender Stimme. „Ihr habt Euch einer Pflichtvergeßlichkeit schuldig gemacht.“

Der Kammerherr trat einen Schritt zurück. „Eure Durchlaucht bitte ich, zu bedenken, daß Hof und Dienerschaft —“

„Ihr habt meinen Befehl mißachtet. Ich lasse mich nicht bevormunden. Ich erteile Euch hiermit einen Verweis, Kammerherr von Dunkelstein. Gebt mir den Schlüssel!“

Dunkelstein sprach kein Wort mehr. Er war sehr bleich, als er seinem Herrn den verhängnisvollen Schlüssel hinreichte. Der Herzog nahm ihn, stürmte die Treppe hinab, durcheilte die Halle, wobei er die ehrerbietige Begrüßung der Gesellschaft nur mit einem flüchtigen Kopfnicken erwiderte, und machte sich schnur-

stracks, allen anderen voran, auf den Weg nach dem Teetempel.

„Man bleibe zurück!“ rief er, trat an die Türe und öffnete.

In weitem Halbkreis stand der Hof. Schnell hatte sich die Nachricht von dem, was geschehen war, verbreitet, mit allerlei Ausschmückungen und ohne ganz richtig erfaßt zu werden.

Serenissimus sah hinein. Da die Außenläden geschlossen waren, so herrschte Dämmerung in dem Raum. Es war ein Augenblick allgemeiner Spannung. Serenissimus sah noch immer hinein.

Waren seine Empfindungen plötzlich umgeschlagen? Waren Born, Erbitterung, Eifersucht verfliegen?

Leise trat er jetzt die Stufen zurück, wandte sich lächelnd zur Gesellschaft und zeigte auf den Eingang. Man kam näher, da legte er den Finger auf den Mund.

„Zuna und Endymion!“ sagte er leise.

Das Paar saß in der Ecke des rosengeblühten Sofas und — schlief. Der Junker hatte den Arm um Aglaja gelegt, wie um sie zu behüten. Es war, als hätten sie sich vom Feste nur auf einen Augenblick hierher zurückgezogen. Sie lehnte an seiner Brust, sein Kopf lag lose auf ihrem Haar. So saßen sie in festem Schlaf der Jugend wie ein paar artige Kinder, die von Tanz und Spiel müde geworden sind.

Serenissimus trat zurück.

„Lasset sie schlafen! Die Tugend wacht“, sagte er gerührt und klinkte die Tür vorsichtig wieder ein. Dann gab er das Zeichen zum Aufbruch ins Hölzchen. Bei der Morgenpromenade war er sehr nachdenklich, brach sie bald ab und begab sich in seine Gemächer. —

Ob es nun das Flüstern an der Tür gewesen war oder das Morgenlicht, das sich bemühte, durch die ausgeschlittenen Herzen der Fensterläden einzudringen, oder der muntere Gesang der Vögel oder die auf die Dauer etwas unbequeme Stellung — kurz, Peter von Himmelfort erwachte, bald nachdem die Hofgesellschaft sich entfernt hatte.

Er blinzelte mit den Augen, gähnte leise, erkannte zu seinem Staunen die fremde Umgebung und fühlte mit Vergnügen den warmen Mädchenleib an seiner Seite. Bärtlich sah er auf seine Schlafgenossin, die sich da so vertrauensvoll an ihn geschmiegt hatte, nachdem ihnen beiden beim Warten in der Nacht die Zeit lang geworden war. Ein Strom freundschaftlichen Gefühls durchzog ihn, ja, etwas von heiliger Verehrung. Er wagte es, Aglaja leicht an sich zu drücken und ihr Haar zu streicheln.

Da hob sie, ohne ihre Stellung sonst zu verändern, den Kopf und lächelte schelmisch zu ihm empor.

„Ich wache nämlich schon eine Weile“, sagte sie leise. „Ach?“ machte er erstaunt und lachte vergnügt.

„Ja, aber ich war noch so verschlafen.“

Nun streichelte er auch ihre Hand, und dabei fühlte sie seinen Siegelring, und dann begann sie, mit dem Ringe zu spielen.

„Man ist nicht gekommen“, bemerkte der Junker nach einer ganzen Weile.

Das war unbezweifelbar, so daß Aglaja auch keine Antwort darauf wußte.

„Könnt Ihr Euch das erklären?“ fragte er da.

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, durchaus nicht. Aber verlangt nur nicht, daß ich mir am frühen Morgen schon Gedanken mache.“ Sie sann nach, dann lachte sie leise auf und hob den Kopf zu ihm. „Wir haben also die Nacht hier zusammen geschlafen?“

„Sim — ja —“, machte Himmelfort. „Wenn Ihr's so nennen wollt.“

Sie nickte ihm zu. „Guten Morgen!“

„Guten Morgen!“ antwortete er heiter und drückte sie etwas fester.

Dann schwiegen sie wieder, Himmelfort aber räusperte sich ein paar Male, als wenn er zu einer Anrede ansetzen wollte, und endlich brachte er denn auch in seinem alten Ton gesellschaftlicher Gespreiztheit, doch

immerhin mit ein wenig bebender Stimme folgendes heraus:

„Ich bitte Euch, liebe Aglaja, laßt uns zum Guten-Morgengruß die sanften Schauer eines Freundschafts-Kusses tauschen. Wollt Ihr?“

Da man auf solche Fragen nie antwortet, so blieb Aglaja stumm. Er sah von ihren Augen auf ihre Lippen, und da sie etwas lächelte — was wohl ebenso sehr seiner Art zu reden galt als dem in Aussicht gestellten Kusse, wagte er es, seinen Mund sanft auf den ihren zu pressen. Und als sie dabei ganz still hielt, wie geborgen an seiner Seite, versuchte er's noch öfter und verweilte immer länger.

Da dachte Aglaja, daß ihr das Küssen doch sehr gut gefiel.

(Fortsetzung folgt.)

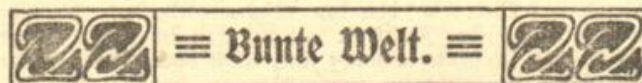
Aus dem Frauenleben Bosniens und der Herzegowina.

Die Bevölkerung der beiden Provinzen, deren Sitten und Gebräuche manche gemeinsame Züge mit der des benachbarten Montenegro aufweisen, zählt zu den interessantesten der österreichisch-ungarischen Monarchie. Hier im äußersten Südosten des Landes unseres Bundesgenossen begegnen sich bereits abend- und morgenländische Kultur, und obgleich die erstere die letztere immer mehr zurückdrängt, so kann doch keineswegs davon die Rede sein, daß sie heute schon die allein vorherrschende ist. Gewiß, in den größeren Städten haben sich die Lebensformen zumeist den europäischen Begriffen angepaßt, aber in den kleineren Orten und in den entlegeneren Teilen des Landes lebt man zumeist noch nach der Urbäter Weise, und es ist bemerkenswert, mit welcher Zähigkeit noch an der patriarchalischen Sitte der Familiengemeinschaften festgehalten wird. Diese bringt es mit sich, daß 40 bis 50 und noch mehr Mitglieder einer Familie im geschlossenen Verbands „zadruba“ (d. i. Verein) oder „velika kuca“ (d. i. Großes Haus), auf einem Anwesen zusammen haufen und, strengen Regeln unterworfen, dem Ältesten der Familie gehorchen müssen. Im übrigen fügen sich in diesen Gemeinschaften die jüngeren immer den älteren und die Frauen den Männern; während unter den Frauen der Hausgemeinschaft die „Maja vedusia“ (Hausfrau) die Respektsperson ist. Sie verteilt die Arbeit an die anderen Frauen und bleibt ständig für die Hauswirtschaft verantwortlich ein Brauch, der von anderen slavischen Hausgemeinschaften abweicht, in denen die Frauen in der verantwortlichen Führung des Hauswesens wöchentlich miteinander abwechseln. Privateigentum kann innerhalb dieser Gemeinschaften nur in der freien Zeit für sich erworben werden. Ebenso bleiben Hochzeitsgeschenke sowie Ausstattung und Mitgift der eingeheirateten Frau als solches vorbehalten.

Im allgemeinen verläuft das Leben der Frauen eintönig und selten trifft man unter ihnen Schönheiten, die das Auge fesseln. Das durch frühe Geschlechtsreife bedingte frühe Altern, harte Arbeit und mangelhafte Nahrung sind eben für das häufigere Vorkommen derselben nicht günstig. Um so mehr wird man von der reizvollen, farbenprächtigen Kleidung der Frauen gefesselt, die zu bewundern denen möglich ist, die sich zum „Harem“ Zutritt verschaffen. Auf der Straße ist von dieser Pracht nicht viel zu sehen, da die bosnische Mohammedanerin hier noch strenger verschleiert einhergeht wie in anderen Ländern islamitischen Bekenntnisses. Da aber die Kleidung der andersgläubigen Bosnierinnen nur in wenigen Kleinigkeiten von der der Mohammedanerinnen abweicht, hat man auch außerhalb eines Harems Gelegenheit, die Schönheit dieser malerischen Frauentracht zu bewundern. Diese besteht aus der „Dintije“, einer weiten, meist aus Seide gefertigten Hose, dem „jecehma“, der die Stelle des Busenhalters vertritt, über den ein weites, langärmeliges Oberhemd, von einem kostbaren Gürtel gehalten, fällt. Eine kurze Jacke, „fermen“, vervollständigt den Anzug, während die bei uns so schwierige Aufgabe auf das einfachste gelöst wird, da der das Haupt bedeckende Fetz mit Trossel keinem „Saisonwechsel“ unterworfen ist. Die mit bunten Strümpfen beklebten Füße stecken in goldbestickten Pantoffeln, über denen die Frau beim Verlassen des Hauses zum Schutz Holzschuhe mit hohen Hacken trägt. Ist die Schöne verheiratet, so erkennt man das an der „Anterija“, einem reichgestickten, langen Mantel, der als

Bräutigamsgeschenk den Stolz einer jeden Frau bildet. Jedoch gibt auch die Haarfrisur darüber Aufschluß, ob die Betreffende noch Mädchen oder schon Frau geworden. Die letzteren flechten in ihre Fingerringe Goldmünzen, Ringe, bunter Bänder und verschmücken selbst Fingerhüte nicht als schmückendes Beiwerk der Flechten. Zu ihrem Kopfschmuck verwenden die andersgläubigen Frauen zwei Tücher, „dusenie“ und „jasmar“ genannt, die in der Regel von einer über den Kopf gegebenen Spange gehalten werden, deren Enden mit kleinem Münzgehänge geschmückt ist, oder sie bevorzugen eine mühenartige Kopfbedeckung, über die sie den vom Haarkranz umgebenen „tepelur“ legen.

Wenn auch in den wohlhabenden Kreisen des Landes die allen Volkstrachten feindliche Mode bevorzugt wird, so hält doch der übrige Teil der Bevölkerung noch zäh an diesen fest und noch zäher werden sich wohl die Ansichten über die Wertung der Frauen in diesem Lande halten, die sich am besten in dem bosnischen Sprichwort ausdrückt: „Verstand ist der Herr im Hause“, womit der bosnische Bauer ein für allemal den Verstand in Frauenköpfen laugnet. Nur während der Schwangerschaft genießt die Frau besondere Achtung und Wertschätzung, die sich aber nur zu schnell verflüchtigt, wenn sie einer Tochter das Leben gibt, denn: „Besser einen todegeborenen Sohn als eine lebende Tochter“, ist eine der „Volksweisheiten“, die deutlicher als alle anderen die Stellung der bosnischen Frauen zu kennzeichnen vermögen. K. G. M.



Aus der Kriegszeit.

Die Soldatenverpflegung einst und jetzt. In dieser Zeit, da der größte Teil der zivilisierten Welt sich im Kriegszustand befindet, ist die Frage der Verpflegung der Armeen im Felde von besonderem Interesse. Die Verpflegung der Soldaten war nicht nur in den verschiedenen Zeiten verschieden, sie zeigt auch heute bei den einzelnen Völkern besondere, voneinander abweichende Eigenheiten. Wie in einer eingehenden Untersuchung dieser Frage im Londoner „Strand Magazine“ ausgeführt wird, bilden in der Verpflegung aller gegenwärtig im Kampfe stehenden Nationen Brot, Butter und frisches Fleisch die Hauptelemente. Am größten soll der Fleischverbrauch in der englischen Armee sein — 30 Proz. der gesamten Nahrung — am geringsten in der italienischen Armee — 17½ Proz. der gesamten Nahrung. Am abwechslungsreichsten und der Ernährung im Frieden am ähnlichsten ist nach der englischen Zeitschrift die Verpflegung der britischen Armee, am zweckmäßigsten hinsichtlich der für die Erhaltung und Energie des menschlichen Körpers notwendigen Substanzen ist die Verpflegung in der deutschen Armee. Selbst das oberflächlichste Studium der Sitten der Völker in vergangenen Zeiten deckt große Unterschiede in der Verpflegung in früheren Kriegen auf. Gebratenes Rindfleisch, Käse und Honig waren die Nahrung der homerischen Helden. Die alten persischen Soldaten, die in demselben Klima und unter ungefähr den gleichen landschaftlichen Bedingungen lebten, kämpften mit gleicher Ausdauer, obwohl sie nur Brot, Gemüse und Früchte erhielten. Die griechischen Soldaten in der folgenden Zeit begnügten sich mit Mais, Gemüse und Olivenöl. Ihre Gegner, die Römer, vollbrachten ihre großen Eroberungszüge bei einer Ernährung von Korn und Speck. Die Sarazenen, die außerordentlich kriegerisch waren, genossen während der Kämpfe nur Reis, Milch, Brot und ein wenig Gemüse. Die Japaner begnügten sich noch vor wenigen Jahren bei ihren Feldzügen mit Reis, Eiern, getrockneten Fischen und getrockneten Früchten. Die Araber, die zu verschiedenen Zeiten dem Vordringen der Weißen in Asien und Afrika Einhalt geboten, vollbrachten die staunenswertesten kriegerischen Leistungen, wobei sie nur von Milch und Datteln lebten. Dagegen zeigten schon die frühesten Briten eine gewisse Steigerung der Bedürfnisse, und ihre Soldaten wollten nicht gerne auf gekochtes oder gebratenes Fleisch und im Felde hergestellte Backwaren verzichten. Zur Zeit der Königin Elisabeth erhielten die englischen Soldaten Rindfleisch, Heringe, Käse, Butter, Rasse, Ei und Honig. Doch dieser abwechslungsreiche Überfluß hielt nicht lange an, und 1670 erhielt der englische Soldat 2 Pfund Brot, Käse und nur ganz wenig Fleisch. Im Jahre 1808 wurden die Truppen Wellingtons in Portugal mit einem Pfund Brot oder Kartoffeln und ½ Pfund frischem oder häufiger noch gesalzener Fleisch täglich verpflegt. So hat die Verpflegung sich fortwährend geändert. Und doch waren die Nahrungsbedürfnisse der Soldaten im Grunde zu allen Zeiten fast die gleichen: nämlich Zufuhr all der Stoffe, die den Körper kräftigen und möglichst widerstandsfähig und elastisch erhalten. Unter den erschwerten Bedingungen des Soldatenlebens im Felde entstanden schon in den Anfängen der Geschichte drei Grundbedingungen, nach denen die Art und die Menge der Verpflegung sich richten muß:

Erstens muß die Nahrung in möglichst kleinen Mengen möglichst viel gesundheitsfördernde Stoffe enthalten und leicht verpakt und befördert werden können. Zweitens muß sie Zeit und Witterung standzuhalten vermögen. Drittens muß sie in großen Mengen zu beschaffen und die Quelle ihrer Herkunft nicht gefährdet sein. Daraus ergibt sich, daß jede Nation ihre Soldaten im Felde mit einer Verpflegung versehen muß, die die Elemente der heimatischen Nahrung erhält. Daher richtet sich die Verpflegung im Felde nach der Ernährung des Volkes in der Heimat, und hierin ist auch die Ursache für die Unterschiede in der Verpflegung der gegenwärtig Kriegsführenden zu suchen. Die Militärverwaltungen greifen in der Verpflegung auf jene Elemente zurück, die dem Volke daheim zur Verfügung stehen und setzen Bedarfsstoffen zur Gewohnheit geworden sind. Allerdings kommt heute — bei der gewaltigen Ausdehnung des Krieges über die verschiedensten Gegenden, mit verschiedenem Klima und verschiedenen landschaftlichen Bedingungen noch ein drittes Moment hinzu: die Notwendigkeit, die Verpflegung der Truppen auch den Gebieten anzupassen, in die sie gesandt werden.

Das englische Wetter und die Zeppeline. Die folgenden, im Hinblick auf die deutschen Luftangriffe gegen London zusammengestellten Betrachtungen über das englische Wetter und die Zeppeline finden sich in der „Daily Mail“: „Für die große Masse der Londoner ist der Zeppelin ein Ungeheuer, dessen Erscheinen mit Bombenwürfen und Bränden zusammenhängt. Für den Techniker aber ist der Zeppelin ein wissenschaftliches Instrument, dessen Eigenschaften von hohem Interesse sind. Während die Zeppeline in ihrer Manövrierfähigkeit früher sehr von den Windverhältnissen abhängig waren, wurde ihre Flugkraft mit der Zeit in solchem Maße erhöht, daß sie heute umstände sind, selbst durch starke Winde und sogar Wirbelschürme ihren Weg zu finden. Die Geschwindigkeit ist so groß, daß selbst das beste französische Fernflugzeug keines der deutschen lenkbaren Luftschiffe einzuholen vermochte. Die Winde auf dem Wege nach England bieten daher keinen ausreichenden Schutz mehr gegen das Herankommen des fliegenden Feindes. Die beste Bedingung der Windverhältnisse für einen Zeppelinangriff auf England ist vorhanden, wenn ein leichter Wind von Osten nach Westen weht. Doch liegen die Dinge heute so, daß auch bei anderer Windrichtung und größerer Kraft des Luftdruckes die Zeppeline ihr Ziel erreichen; darum kann man wohl annehmen, daß die Entscheidung über die Zeit und Zahl der Zeppelinangriffe wohl kaum von den Windverhältnissen abhängig ist. Die Wolken sind den Zeppelinunternehmungen nur insofern hinderlich, als sie die Besatzung manchmal des Blickes auf die Erde berauben. Dies ist aber nur bei niedrig hängenden Regenwolken der Fall. Zerissene Wolken in größerer Höhe bieten dagegen manchmal sogar Vorteile, da das Luftschiff sich in oder über ihnen vor unseren Abwehrmitteln verbergen kann. Bei sehr starken Nebeln muß der Führer sich auf den Kompaß verlassen. Doch wird es in dichtem Nebel kaum möglich sein, ein genaueres Ziel für die Bombenwürfe zu finden. Die Nebel stehen aber mit den Strömungen im Meere in Zusammenhang, und so kommt es häufig vor, daß England im Nebel liegt, besonders an den Küsten, während die Luft über London verhältnismäßig klar und durchsichtig ist. Sehr wichtig für den Führer des Zeppelins ist die Orientierung nach bestimmten landschaftlichen Bildern, wie Wäldern, Bodenerhebungen und Gewässern. Leider ist das beste Orientierungsmittel auf dem Wege nach London, der Lauf der Themse, auch im Nebel nicht ganz verborgen. Und selbst unter den ungünstigsten Lichtbedingungen muß der Themselauf der Zeppelinbesatzung wie ein silbernes Band sichtbar sein. Die vielfach aufgestellte Behauptung, daß die Unterschiede in der Temperatur den Zeppelin stark beeinflussen, hat sich als unrichtig erwiesen. Dies ist besonders bei den Angriffen auf London zu bemerken, da die Wirkung der Sonnenstrahlen hier nicht in Betracht kommt, weil diese Fahrten und Angriffe immer bei Nacht ausgeführt werden.“

Paris und London im 17. Kriegsmonat. Die Verschiedenheiten des äußeren Bildes und öffentlichen Lebens in London und Paris nach 17 Kriegsmonaten werden in der „Daily Mail“ in folgender Weise erörtert: „In London ist die Stimmung — mag dies nun im Nebel, im Volkseigenschaft oder sonstwo seinen Grund haben — niedergedrückt und gewissermaßen beklemmend. In Paris bewegt sich das Publikum einheitlicher und sichbarer verbunden durch ein gemeinsames Gefühl. Aber man sieht in Paris viel mehr Frauen und viel mehr Verwundete auf den Straßen. Vor

dem Kriege spazierte man in der Seinestadt lärmend und fröhlich umher. Jetzt aber ist man ruhig, fast still geworden. Die Zahl der Männer, die durch Tod, Verwundung oder Gefangenschaft vom Schauplatz des tätigen Lebens Frankreichs verschwunden sind, ist sehr, sehr hoch. Nicht selten erfährt man von dem Direktor eines Geschäftsunternehmens, daß der fünfte oder sogar vierte Teil aller seiner früheren Angestellten gefallen ist. London ist des Abends und Nachts mehr verdunkelt als Paris, und es ist schwerer, sich in der City zurechtzufinden. Die französischen Kraftbroschen sind nicht so gut wie die englischen, da alle wertvolleren und schnellen Wagen an die Front geschafft wurden. Dagegen lebt man in Paris freier und angenehmer, was Essen, Trinken und sonstige Bedürfnisse oder Gewohnheiten betrifft. Für den Londoner ist es heute geradezu eine Erleichterung, sich durch eine Reise nach Paris von den verschiedenen, die Freiheit lähmenden Kriegsvorschriften der englischen Regierung auszurufen. In Paris sind die Behörden nicht so unmeniglich, sie gestatten einem, ruhig auf das Wohl von Frau und Kindern ein Glas zu trinken, ohne polizeiliches Einschreiten befürchten zu müssen. Der Verkehr wiederum ist in Paris schlechter. Während noch vor kurzer Zeit wenigstens die wichtigsten Omnibuslinien in, wenn auch pausenreichem, Betrieb waren, gibt es heute in ganz Paris keinen einzigen Omnibus mehr. Schlecht steht es auch um den Privatverkehr auf den französischen Eisenbahnen. Die Züge, die um Mitternacht das Weichbild von Paris erreichen, müssen manchmal bis 3 Uhr morgens warten, um in ihren Endbahnhof einfahren zu können. Eine besondere Eigenheit der Franzosen, die den Engländer stets überrascht — nämlich die Scheu vor frischer Luft — ist auch im Kriege nicht verschwunden. So sieht man niemals eine offene Troische, die Geschäftsräume und Zimmer sind ungelüftet. Die zur Tradition gewordene Leichtsinnigkeit in der Gesellschaft, die heitere Sorglosigkeit und der unbekümmerte Sinn sind bei den jetzigen Einkadungen und Tees nicht mehr zu finden. Der Geschäftsverkehr zwischen Paris und London leidet an dem Mangel geeigneter Transportmittel in Frankreich. So werden Anträge, die im Oktober fällig waren, erst im Januar ausgeführt. Andererseits ist die Stodung in den Londoner Verkehr dem Handelsverkehr ebenfalls hinderlich. Während die öffentliche Meinung in Frankreich ihre bestimmte Richtung leidet man in London, wo man noch heute das Wie und Wo der Kriegführung erörtert, unter dem Zwiespalt der Gemüter. Man kann auch jetzt feststellen, daß die französischen Industrien für den Krieg besser organisiert wurden als die englischen. Im Gegensatz zu London ist in Paris die Stimmung und das Urteil über die Kriegführung der Regierung ziemlich einheitlich. In London gibt es heute noch nicht zwei Menschen, die über die Tätigkeit der leitenden Kreise der gleichen Meinung sind.“

Französischer Vandalismus in Mazedonien. Die zahlreichen Niederlassungen der deutschen Landwirte in Süd-Mazedonien, die für die ganze Landwirtschaft Mazedoniens vorbildlich waren, haben in den letzten Kämpfen schwere Schäden davongetragen, während sie in den beiden vorhergegangenen Kriegen (dem ersten Balkankrieg und dem serbisch-griechisch-bulgarischen Kriege) verhältnismäßig nur wenig gelitten haben. Nach näheren Mitteilungen, die einem Mitarbeiter aus der dortigen Gegend zugegangen sind, haben die Franzosen, nachdem sie von den Bulgaren geschlagen und zum Rückzug genötigt worden waren, alle Gebäude dieser Güter niedergebrannt. Vor dem Brande wurden die Gebäude ausgeplündert, und die Franzosen hausten dabei wie die Vandalen. Insbesondere ist das größte Gut, Palekura, dessen Gehöft mit seinen zahlreichen Gebäuden, in welchen Hunderte von Feldarbeitern mit ihren Familien untergebracht waren, einem mittleren Dorfe gleich, vollständig in Asche gelegt worden, und es steht kaum mehr ein Stein über dem andern. Damit ist den fleißigen Landwirten, die ohnehin durch die Kriege seit 1912 schon schwer geschädigt waren, und die seit Beginn des Weltkrieges auch von ihren Besitzümern entfernt wurden, so daß Fremde darin nach Belieben schalten und walten konnten, ein kaum wieder gut zu machender Schaden zugefügt worden; die Frucht jahrzehntelanger mühevoller Arbeit ist in blindem Wüten vernichtet worden — nicht etwa von Türken, von Komitatseis, Albanesen, Bulgaren oder Serben, sondern von den „Trägern der Kultur“, den Franzosen!